

## Dachboden

Ich war wach geworden, betrachtete die Decke des Schlafzimmers und lauschte auf das gleichmäßige Atmen meiner Eltern. Dann stand ich in meinem Gitterbettchen auf und zog die Hose des Schlafanzugs herunter.

Die Erinnerung an diesen Moment, an das über die ersten sechs Lebensjahre zuunterst liegende Ereignis, löste bei mir später den Gedanken an Schuld aus. Mag sein, dass meine Mutter gerade erwachte und mich maßregelte. Vielleicht stand in dem Augenblick, in dem ich die Hose herunter zog, noch warme stickige Luft vom Vortag unter dem Dach des dreistöckigen Mietshauses, auf dessen Trockenboden provisorisch zwei Holzverschlüge mit jeweils zwei Zimmern eingerichtet worden waren. Die Dachlukenfenster lagen nach vorne zur Straße und waren viel zu klein, um die sommertags angestaute Wärme nach außen zu lassen. Auch das Licht ließen sie nur spärlich hindurch, genug immerhin für eine Frisierkommode an der gegenüberliegenden Wand. Besonders mochte ich die Seitenspiegel der Kommode, weil sie sich so verstellen ließen, bis ich mich unendlich vervielfältigte. Auch von den glänzenden Messingwinkeln, mit denen die Glasplatten auf den Nachtschränken fixiert waren, ging eine nicht erklärbare Faszination aus; ich befühlte sie gerne mit den Fingerspitzen und strich über die Köpfe der kleinen Nägel.

Die Küche nebenan sah ich in meiner Erinnerung stets aus dem gleichen Blickwinkel von der Eingangstür her, die gleichzeitig auch die Wohnungstür war. Gleich rechts befanden sich der Kohlenherd und der Spülstein, daneben die Tür zum Schlafzimmer, auf die sich bereits die Dachschräge neigte, unter dem Dach eine Chaiselongue mit dem Esstisch davor, links im Zimmer der massive Küchenschrank, vanillefarben gestrichen. In einer der Ecken der Küche hing der Vorhang, hinter dem die Putzgerätschaften verstaut waren. Den größten Teil des Fußbodens bedeckte ein mit Orientmuster bedruckter Balatum-Teppich. Er riss leicht an den Kanten aus und merkte sich die wichtigsten Laufwege.

Der Küchentisch war der Mittelpunkt der Wohnung. Essen, reden, sitzen, ausruhen, arbeiten – der Tisch verband eine fünfköpfige Familie, die sich ohnehin nicht aus dem Wege gehen konnte. An ihm spielten sich die kleinen Dramen ab, die der drei Jahre ältere Bruder

mit seiner beharrlichen Weigerung inszenierte, die Schularbeiten zu machen, hier wurden mit ihm die Diskussionen über die wieder einmal zerbrochene Schiefertafel geführt, sobald er sie aus dem Schultornister gezogen hatte. Auf den Küchentisch wurde der schäbige Koffer gelegt, den die Oma, Vaters Mutter, zweimal im Jahr vom Hof aus dem Münsterland mit der Bahn schickte, gefüllt mit Speck, grober Leber- und Blutwurst, Prueks und Leberbrot, Schweineschmalz und Grieben, und wohl auch einer Mettwurst. Sogar Eier fanden auf diesem Weg unbeschädigt zum Dachboden hinauf. Mein Bruder und ich halfen beim Auspacken, suchten nach den leckeren Dingen – Mettwurst und Schweineschmalz und die Tüte mit Grieben, und fürchteten das Ausmaß an Prueks und Blutwurst, die wir nur mit Ekel hinunterwürgen konnten.

Am Küchentisch stillte die Mutter auch den Neugeborenen. Einmal durfte ich von der warmen, süßen Milch probieren, nach dem ich lange genug gebettelt hatte. Am Küchentisch lernte ich Blaupapier kennen, als meine Mutter den Kaufvertrag für den Vorwerk-Staubsauger unterschrieb. Es war ungeheuer spannend, während der Vorführung des Gerätes die vielfältigen Funktionen von der Trockenhaube bis zum Flüssigkeits-Zerstäuber für die Möbelpflege zu erleben.

Auf die Chaiselongue unter der Dachschräge flüchtete ich mich, wenn ich Angst hatte, und Angst hatte ich immer, wenn meine Mutter zum Einkaufen ging und mich mit dem Versprechen allein ließ, bald



25.02.1949

zurückzukommen. Ich steckte den Daumen in den Mund und wälzte mich mit dem Oberkörper so lange hin und her, bis ich müde in Schlaf fiel. Mein Rückzug auf die Chaiselongue brachte mir Lob ein, meine Mutter erwähnte gerne gegenüber Bekannten, wie brav ich sei; ich hörte es beschämt und winkelte dabei mein rechtes Bein ab und streckte es nach hinten. Ich konnte mich später nicht mehr erinnern, ob ich meine Angst je meiner Mutter mitgeteilt hatte. Viel spricht dafür, dass ich es nicht tat; sie erzählte mir später, sie habe mir einmal im Laufstall für nachhaltigen Trotz eine

ordentliche Tracht Prügel verpasst, danach sei alles viel einfacher mit der Erziehung gewesen. Und weil mein älterer Bruder schon für genügend Unruhe sorgte, hielt ich mich mit der meinen zurück.

In der anderen Wohnung auf dem Dachboden wohnte ein altes Ehepaar. Sie hießen Hinz und waren unfreundlich und verschlossen. Ich wich ihnen aus, so gut es ging und nicht immer erfolgreich, weil die Gemeinschaftstoilette eine halbe Treppe tiefer lag. Ein paar Mal war ich auch in ihrer Wohnung, angelockt durch die unwiderstehliche Anziehungskraft einer Knusperhäuschenhexe. Die Angst vor der Frau wurde durch Neugier und Erziehung aufgehoben – Erwachsenen gehorcht man, wenn auch zitternd und widerstrebend. Ich kam heil wieder aus der Wohnung heraus, hatte sogar eine Suppe zu Mittag bekommen und mit fremden Tischmanieren Bekanntschaft gemacht: Der Mann legte beide Arme auf den Tisch, beugte das Kinn in Tellerrandnähe und löffelte die Suppe schlürfend.

Später wurde auf dem Boden noch ein dritter Holzverschlag gebaut, in den eine junge Schneiderin, Frau Schröder, einzog. Frau Schröder war die Tochter des Akku-Dienstes aus der Augustastraße. Ihre Wohn-Arbeits-Küche war größer als die Küche meiner Eltern, aber dafür war ihr Bett lediglich durch einen Vorhang abgetrennt, hinter dem sich auch die Kundinnen zur Anprobe umzogen. Bei Frau Schröder lernte ich den Magnetismus kennen. Mit dem U-förmigen Gebilde durfte ich den Boden absuchen und mich an den Stecknadeln freuen, die mir entgegenflitzten, sobald ich ihnen zu nahe kam. Ähnlich aufregend war das Befüllen des schweren Plätteisens mit glühenden Kohlen. Später gab es ein elektrisches, dafür wurde in die Fassung der von der Decke baumelnden Glühbirne ein Ochsenkopf mit zwei Steckkontakten eingeschraubt.

Sechs Jahre meines Lebens wohnte ich auf dem Dachboden. Den Hinterhof betrat ich nur selten, es gab dort nichts zu spielen und ich hatte auch nichts, was ich zum Spielen hätte mitnehmen können. Am liebsten schaute ich vom Treppenabsatz durch das Fenster in den Hof. Ob ich freiwillig in den Hof wollte oder mit der Kohlenschütte in den Keller geschickt wurde, bedeutete einen gewaltigen Unterschied. Auf dem Weg in den Keller wuchs die Beklemmung ab der ersten Etage, im Erdgeschoss schaute ich mich vorsichtig um und plante den weiteren Gang in den Keller, in dem es kein elektrisches Licht gab. Das Öffnen

der Kellertür, die Stufen hinab in das Halbdunkel, den Kellerverschlag öffnen und die Schütte füllen, abschließen, die Stufen hinauf – alles vollzog sich in mühevoll unterdrückter Panik, zwischen zwei Herzschlägen. Erst zurück in der ersten Etage fühlte ich mich sicherer, und wenn ich vom dritten Stock zum Dachboden hochstieg, klopfte mein Herz vor Anstrengung.